

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 69.

Dienstag, 23. März.

1910.

(Schluß.)

Die drei Schwestern.

Von Wilhelm Scharrelmann.

Nachdruck verboten.

Wenige Tage nach dem kam Annes Bräutigam zum erstenmal auf Besuch.

Es versteht sich, daß die Schwestern ihn mit außerordentlicher Zurückhaltung empfingen, trotzdem ihnen vor Erwartung und Neugier das Herz vernehmlich genug klopfte.

Besonders Mary hatte bei dieser ersten Begegnung allerhand rührende Szenen, empfindsame, zärtliche und feierliche Worte erwartet, eine Art Bekenntnis sozusagen, ein sanftes Flehen in der Stimme des Unbekannten, der einsah, wie groß sein Unrecht war, das er durch seine Liebe zu der Kleinen auf sich geladen. Zugleich war aber auch ein wenig Trost in dem, was sie empfand. Sie erwartete, daß der zukünftige Schwager Jane oder sie um die Hand Annes bitten würde, die sie doch beide Mutterstelle an der Kleinen vertreten hatten, Jane noch mehr als sie.

Sie hatte sich alles so deutlich ausgemalt. Sie würde ihm vornahm und ruhig zuhören und zuletzt, wenn er geendet, würde sie sagen: „Wir sind gewöhnt, in allem, was geschieht, eine Schidung zu sehen. Machen Sie Anne glücklich!“

Ihre Enttäuschung war grenzenlos, als von alledem nichts geschah.

Anne hatte ihn kaum vorgestellt, als er schon mit einem Scherzwort über den Regenguß, der eben eingestrichelt hatte und nun rauschend in den Büschen des Gartens lag, die Unterhaltung begann.

Mit fröhlichem, ausgelassenem Lachen hing er seinen Gut an der Garderobe auf und trat auf die Einladung Annes in das „beste Zimmer“, wo ausnahmsweise zur Feier des Tages der Kaffeetisch gedeckt war.

Er tat wirklich, als wäre er bereits wochenlang hier aus- und eingegangen, und von irgend einer Zerknirschung oder nur einer leisen Befangenheit war nicht das geringste zu bemerken.

Mary war wirklich grenzenlos enttäuscht. Sie hatte sich die erste Begegnung mit dem Bräutigam ihrer Schwester doch wesentlich anders vorgestellt.

Auch Jane schien nicht recht zufrieden zu sein. Sie musterte den zukünftigen Schwager mit unverkennbarer Reserviertheit, und lange Zeit führte Kühlung die Unterhaltung allein.

Er konnte im Anfang der Dreißiger sein und war noch ein wenig größer als Jane. Seine braunen Augen blitzten lebenslustig aus seinem schmalen, blassen Gesicht. Wenn er lachte, sah man seine wohlgepflegten, weißen Zähne unter dem dunkelbraunen Schnurrbart hervorschimmern, und Jane konnte nicht umhin, zu denken: „Wirklich, ich habe ihn mir kaum so hübsch vorgestellt.“

Sein Verhältnis zu Anne erwähnte er mit keinem Wort. Er schien das als eine selbstverständliche Voraussetzung zu empfinden, ohne die er diesen Besuch nicht machen würde, eine Sache, die keiner Erklärung und keiner weiteren Worte bedurfte.

Da waren Jane und Mary aber denn doch anderer Meinung.

So saßen sie und schwiegen und beschloßen, das Weitere abzuwarten.

Nach dem Kaffee stand man auf und ging in den Garten hinaus. Der Regen hatte nachgelassen und die Luft war frisch und von dem Duft der Rosen erfüllt, die auf allen Rabatten blühten. Hier und dort fiel noch ein Tropfen von den dunkelglänzenden Blättern der Stauden und schlug mit leisem Klatschen auf die Blätter des Zimmergrüns, mit dem alle Beete eingefast waren.

Fritz pflückte ein paar Rosenblüten und überreichte jeder der Schwestern eine. Jane nahm sie, ließ sie aber nachher in der Taube liegen, sie fühlte sich wirklich zu alt für solche Scherze. Mary steckte sie ein wenig vertwirrt in den Gürtel. Anne aber wollte sie unbedingt Fritz ins Knopfloch stecken. Er weigerte sich und es gab einen lustigen kleinen Kampf, der damit endete, daß Fritz der „Kleinen“ ein paar prachtvolle, eben erblühte Da France ins Haar steckte, wobei er sich so ungeschickt benahm, daß Mary kommen und helfen mußte.

Nachher stieg man in Pappas Zimmer hinauf und zeigte die Sammlung, und die Schwestern wurden merklich aufgeräumter, als sie sahen, welches Interesse Fritz den Spazierstöcken entgegenbrachte.

Er wurde nicht müde, einzelne Stücke zu loben, probierte diesen und jenen Griff und sagte schließlich: „Du, Anne, was meinst du, wenn ich mir diesen hier“, er hielt einen Stod aus Ebenholz mit feingeschnittenem Elfenbeingriff in der Hand, „von euch schenken lasse?“

Jane runzelte die Stirn, und Mary bekam Herz-klopfen. Anne wurde ein wenig rot und sagte dann: „Magst du ihn so gern?“

Verlegen sah sie zu ihren Schwestern hinüber.

Aber sie antworteten nicht.

Dann stotterte sie: „Nicht wahr, du wirst ihn recht in Ehren halten? Papa hielt gerade von diesem Stod so viel!“

Die nun folgenden Monate waren die ereignisreichsten, welche die Schwestern erlebten. Fritz kam jeden Tag zu Besuch, speiste mit ihnen, plauderte, scherzte und brachte eine Atmosphäre frischer Natürlichkeit und einen Strom neuer Interessen ins Haus. Es war, als wenn die neue Zeit, die so lange unbeachtet an dem Hause der Schwestern vorübergeflossen war, plötzlich durch einen schmalen Kanal Zutritt erhalten habe und nun das Haus mit neuem Leben erfülle.

Anne strahlte vor Glück, und es schien, als wenn ein Widerschein ihrer Seligkeit auch auf die Schwestern falle, die sich merkwürdig zu verändern begannen.

Selbst Jane vergaß zuweilen ihre Würde, konnte hin und wieder laut auflachen, ja ausgelassen werden, und alle drei überboten sich in der Sorge für Fritz. Die anfängliche Reserviertheit war längst einer Vertrautheit gewichen, der sich die Schwestern um so rücksichtsloser hingaben, als sie Jahre hindurch jeden Um-

gang entbehrt hatten, und die Anregungen, die von Fritz ausgingen, auf ihre Seelen, die so lange in klösterlicher Zurückhaltung gehalten worden waren, wie junger Wein wirkten.

Jane hatte sogar ihre schwarze Kleidung durch einen hellen Umlegefragen zu heben gesucht. Sie frisierte sich seit einiger Zeit sorgfältiger als sonst, und das kleine goldene Medaillon, das sie von ihrer Mutter geerbt hatte, trug sie nun an einer feinen, dünnen Goldkette um den Hals.

Mary ging es nicht viel anders. Auch für sie war der Umgang mit dem zukünftigen Schwager — der Termin der Hochzeit war allerdings noch nicht festgesetzt — eine Quelle neuer Freuden geworden. Selbst in die Oper hatte Fritz die Schwestern geführt. Man hatte die „Bauberslöte“ gesehen und noch tagelang hallte das stille Haus der Schwestern wider von den Arien Papagenos, die Anne bei ihrer Arbeit leise trillerte.

Man konnte wirklich nicht ewig trauern, sagten sich die Schwestern, und die frühere häufige Wendung ihrer Gespräche: Papa pflegte zu sagen . . . , verwandelte sich immer häufiger in ein: Fritz sagte gestern . . . Fritz war neulich der Meinung . . . Was wird Fritz heute abend dazu sagen?

Oben im Zimmer des Vaters aber senkte sich der feine silbergraue Staub auf die elfenbeinernen und silbernen Stodgriffe seiner Sammlung . . .

Der Herbst kam mit grauen Regenwolken und heftigen Stürmen, die mit rauschenden Schwingen um den Giebel des alten Häuschens fuhren, die Büsche des Gartens bis zur Erde bogen und den Regen prasselnd gegen die Fensterscheiben schlagen ließen.

Langsam wurden die Tage dunkler und freudloser. Die Sonne war schon seit einer Woche nicht mehr zum Vorschein gekommen, und in die Stuben der Schwestern brachte selbst der Mittag kaum ein paar helle Stunden.

An einem dieser Abende blieb Fritz plötzlich aus. Die Schwestern hatten sein Lieblingsgericht gemacht und sich den ganzen Nachmittag auf sein Kommen gefreut.

Da kam in der Abendstunde ein Brief von ihm.

Anne öffnete, ein wenig bestürzt und neugierig zugleich.

Es waren nur wenige Zeilen. Er bat für heute um Entschuldigung. Es sei ihm nicht möglich zu kommen.

Die Enttäuschung war allgemein.

Man hatte noch ein paar versteckte, halberblühte, ein wenig verkrüppelte Rosenblüten im Garten gefunden, die nun traurig, mit gesenkten Köpfen dastanden. —

Am nächsten Tage kam ein ähnlicher Brief. Er fühlte sich nicht wohl und müsse für einige Tage um Entschuldigung bitten. Es sei nichts Ernstliches, und er hoffe darum am Sonntag erscheinen zu können.

Am Sonntag kam dann abermals ein Brief.

Als Anne ihn gelesen hatte, wurde sie ohnmächtig und mußte aufs Sofa gebracht werden. Als sie nach Janes und Marys Bemühungen die Augen wieder aufschlug, brach sie in einen Weikrampf aus.

Die Schwestern waren so bestürzt, daß sie nicht wußten, was sie beginnen sollten.

Mary riet, den Arzt zu holen.

„Nein, nein!“ schrie Anne verzweifelt, „keinen Arzt! Ich will niemand sehen. Niemand.“

Leise hob Jane den Brief auf, der auf die Erde geglitten war.

„Darf ich ihn lesen?“ fragte sie.

Anne antwortete nicht, meinte nur heftiger.

Jane las mit stockendem Atem.

„Arme kleine Anne“, sagte sie, als sie zu Ende war.

„Was ist geschehen?“ fragte Mary, die nichts verstand.

„Dies“, sagte Jane und hielt ihr den Brief hin.

Fritz schrieb, sein Gefühl sage ihm, daß Anne doch wohl nicht die Rechte für ihn sei. Er habe schon lange

mit sich im Strette darum gelegen, habe nicht recht gewußt, was er tun solle. Nun sei Offenheit doch wohl das einzige, was helfen könne. Es sei gewiß ein großer Schmerz für sie, ihn frei zu geben, aber er habe die Pflicht, sie darum zu bitten. Er danke ihr und den Schwestern für alle Liebe und Freundlichkeit, die sie ihm bewiesen . . .

Es waren vorsichtige und zarte Worte, und doch trafen sie in ihrer Behutsamkeit wie sorgfältig gezielte Dolchstöße.

Es war still im Zimmer, als Mary den Brief wieder zusammenfaltete und auf den Tisch legte.

Sie war so bleich wie das weiße Linnen darauf.

„Arme kleine Anne!“ sagte auch sie.

Dann blieb es wieder minutenlang still. Nur der Wind lag vor den Fenstern und der Regen tröpfelte melancholisch einformig auf das Glasdach der Veranda.

Da seufzte Mary auf und sank in den nächsten Stuhl.

„Mary“, sagte Jane, „was ist dir?“

Aber es war schon vorüber, ebenso schnell, wie es gekommen. Sie schüttelte nur den Kopf, sah bleich und abwesend vor sich hin und zwang sich zu einem Lächeln.

„Mary!“ rief Anne in diesem Augenblick, sprang auf und drückte ihre nasse Wange an die der Schwester. „Jetzt weiß ich — auch du — hast ihn geliebt!“

Sie glitt an ihr nieder und barg den Kopf in Marys Schoß. Die sah ganz still und streichelte sie wie ein Kind.

Jane hatte bei Annes Worten die Lippen aufeinander gepreßt — ein Schreck durchzuckte sie. Auch Mary hatte ihr Herz an Fritz verloren.

Sie mußte sich umwenden und hinausgehen, um sich nicht zu verraten. Ihr Gesicht blieb unbewegt und ruhig, aber ihr Herz schlug in schmerzhaft harten Schlägen, als sie die Tür leise hinter sich zudrückte.

In ihrer Kammer stand sie still und preßte den Kopf in die Hände.

Ein leises Stöhnen kam aus ihrer Brust.

Es durchschauerte sie. Mary war in derselben Lage gewesen wie sie.

Es war wohl eine besondere Zügung, daß er nun nicht mehr das Haus betreten würde, und vielleicht würde die Zeit heilen, was nun zerrissen war.

Die Tage gingen.

Langsam kam alles wieder in sein Geleise. Die Sammlung wurde wieder fleißiger abgestaubt, und der Name des Vaters wurde wieder häufiger genannt. „Wißt ihr noch? Als Papa noch lebte . . .“

Von Fritz wurde niemals mehr gesprochen. Jede hütete sich, den Namen zu nennen.

Es war wie ein schweigendes Übereinkommen, das man geschlossen und mit heiligen Eiden gesichert hatte.

— Ende. —



Unsonst bist du von edler Mut entbrannt,
Wenn du nicht sonnenklar dein Ziel erkannt.
Hörsand.

Hamburger Brotvorsorge.

Hamburg, im März.

Besonders schwer ist es unseren guten Hamburgern geworden, ihre Brotfrage durch gesetzliche Strenge zu regeln, die nun endlich nach preussischem Vorbilde vom 22. März ab zur Festsetzung des Quantums und Verteilung von Brotmarken schreiten wird. Die alten lufullischen Traditionen der Hamburger Küche legten nämlich mehr als anderswo Gewicht auf vorzügliches Brot und dessen reichhaltige Abstufung. Während der preussische Magen entweder Schwarzbrötchen oder Weizenbrot zu genießen pflegte, gehört zu einem richtigen Hamburger Frühstück beides zusammen, indem man die belegte Schwarzbrotschale mit einer Schmitte Weizenbrot bedeckt. Weit berühmt wurden vor allem die Hamburger Rundstücke: jene runden kleinen Weizenbrötchen, die, beiderseits mit Fleisch

belegt, zu einer warmen Tunde verspeist wurden und die leider im Laufe der letzten Jahre, besonders während des Krieges, sich von Woche zu Woche verkleinerten. Unsere Milchbrötchen verzehrt der Hamburger eigentlich nur zum Mittagessen, sonst vermischt er ungern sein unvergleichlich gutes Schwarzbrot. Darüber hinaus jedoch liebt er vor dem Kriege noch besonders leder zubereitete Brotarten, wie das sogenannte Franzbrot, das die Franzosen im unglücklichen Kriege einführten, und das seinen Wohlgeschmack durch richtigen Zusatz von Butter erhielt. Oder jenes aus England stammende Grahambrot, ein feiner Leichtigkeit wegen gern von Magenschwachen bevorzugtes Weißbrot. Im Abnehmen begriffen waren bereits die sogenannten Hamburger „Strümpfe“, Brote, deren charakteristische Form an beiden Enden haubenartig verlief.

Als dieser Appetit der Hamburger Brotgenüsse wurde durch die Einführung des immerhin noch vorzüglichen Kriegsbrottes, sonderlich aber durch die geschickliche Regelung des Mehlverkaufs, ein gewisser Niesel vorgeschoben. Zumal im Hamburger Haushalt die Selbstbereitung des Brotes weitverbreitet war, wobei das beste Mehl gerade gut genug erschien. Andererseits indessen hätte hier die Notwendigkeit dem Feinschmecker mehr Zwang auferlegen müssen als im übrigen Deutschland. Denn Hamburg besitzt im Gegensatz zu den übrigen Großstädten kein ausgiebiges Hinterland. Die angrenzenden Provinzen Schleswig-Holstein und Hannover sorgen natürlich zunächst für die Deckung des eigenen Bedarfs und die allerdings riesigen Getreidespeicher der Hansestadt dürfen nur sparsam mit ihrer Austeilung verfahren. Die meisten Verkäufer besorgen daher das Brot aus dem preussischen Altona, das gerade in letzter Zeit zurückhaltender — oft gar nicht — lieferte. Ein fühlbarer Kampf zwischen Verkäufern und Publikum begann. Sobald eine Ladung Brot ankam, garierten die dicht gruppierten Käufer in Streit um den Vortritt, so daß die Polizei den Verkehr regeln mußte. Nur schwer jedoch entschloß sich die Behörde der Freien Stadt zu Zwangsmaßnahmen, die nicht den eigenen Entschlüssen des Volkes entsprechen hätten. Und tatsächlich sollte sie nicht enttäuscht werden an dem Verantwortlichkeitsgefühl der braven Hamburger. Immer mehr Stimmen wurden im Publikum und in der Presse laut, die für eine behördliche Regelung mit Markenverteilung zur äußersten Sparsamkeit und Gerechtigkeit für alle eintraten, so daß die Maßnahmen der Obrigkeit vom 22. d. M. nun als Allgemeinwille der Bevölkerung erscheint. Im Gegenteil, wie es immer zu geschehen pflegt, wenn das Publikum einen Sündenbock für eigenen Mißbrauch sucht, so hört man heute überall fragen: „Warum wurden solche Zwangsmaßnahmen nicht gleich am ersten Kriegstage vorgenommen?“

Nur einer meiner alten Hamburger Freunde, dessen einzige Schwäche im Magen saß, indem er nur selbstgebackene Milchbrötchen glauben verdauen zu können, seufzte tief, als ihm seine Wirtschaftlerin versuchsweise das erste gekaufte Kriegsbrot vorsetzte. Dann aber tat er einen energischen Schnitt in das Brot und meinte: „Lieber an Magenkrämpfen quarunde gehen als an den verdammten Engländern!“ C. B.

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Nachtwache auf dem Torpedoboot. Den schweren, die höchsten Ansprüche an die Nervenkraft stellenden Dienst auf einem Torpedobootzerstörer schildert ein englischer Seeoffizier, dessen Schiff zu dem im östlichen Mitteländischen Meer gegen die Türken operierenden Geschwader gehört, in einem Briefe: „Ich will Euch erzählen, was auf so einem Zerstörer im Krieg Leben heißt. Wir haben hier keine Landbasis irgendwelcher Art und gehen deshalb niemals an Land; dann und wann anern wir für einen Tag oder eine Nacht unter dem Schutz einer Insel, die wir blockieren, und jede Nacht, wenn wir auf Patrouille sind, ja sogar auch vor Anker an unserer sog. Ruhestätte, sind wir in Sicht der feindlichen Batterien und Scheinwerfer. Wir müssen uns sehr vor Treibern in acht nehmen; denn die Türken haben solche Dinge ausgelegt, wo sie nur konnten. Drei haben wir bereits an unserer Ankerstelle aufgespitzt. Die ganze Nacht sind Leute mit Gewehren aufgestellt, um deswegen aufzupassen. Jetzt bläst ein scharfer Südwest mit Hagelschauern jede Stunde. Es ist pechschwarz, so dunkel, daß man einen Boll weit sehen kann. Weit fort am düstern

Horizont ist ein unruhiges Flimmern, das Licht der feindlichen Scheinwerfer, die durch den vom Wind gepeitschten Hagel und Regen hindurchstehen. Schwer kämpft unsere Maschine gegen den Seegang; wir kommen nur langsam vorwärts; das Schiff schwankt und schaukelt wie eine Rußschale, und stets, wenn es niedersinkt, stürzt der Gipfel einer Welle direkt über die Brücke, das Vorderdeck und meist auch über den Zwölfpfünder, der da steht. Diese schwarze eisige Flut, die mit einem gewaltigen Rollen über das Schiff hinwegwäscht, ist eine fürchterliche Dusche für die Wachhabenden. An jeder Kanone und jedem Torpedorohr hat ein Mann Wache und versucht, durch die Finsternis und den Hagel zu sehen, indem er sich mit aller Kraft in dieser Hölle von Kälte und Nässe aufrecht hält. An jeder Kanone und jedem Torpedorohr liegt ein unendlicher Haufen von Wachsstock oder manchmal auch zwei oder drei, je nach der Lage der Kanonen oder des Torpedos — das ist ein Offizier oder Matrose, der schläft oder zu schlafen versucht in dieser Stellung, bereit, ganz wach zu werden, wenn die Reihe an ihn kommt. Die Wache vollzieht sich folgendermaßen: ein Mann geht z. B. um 6 Uhr nachmittags auf Wache bis um 8 Uhr. Dann hat er ½ Stunde fürs Abendbrot, aber meistens hat eine böse Welle das Herdfeuer ausgelöscht, und es gibt nur Fleischkonserven und Schiffszwieback. Um 8 Uhr 30 Minuten geht er wieder an seine Kanone und versucht hier bis Mitternacht zu schlafen, dann beginnt seine vierstündige Wache. Um 4 Uhr morgens kann er sich wieder im Windgebräus, von Sturzwellen überflutet, hinlegen bis 7 Uhr. Dann kommt das Tageslicht, und die Nachtwache hat ein Ende. Es ist keine Kleinigkeit: diese 13 Stunden im ewigen Hagelschauer und Windgeheul zu verbringen, und es geht manchmal über die Kräfte der Mannschaft. Ich habe dem Schiffsfloß befohlen, jede Nacht für die Männer auf Wache Kakao zu kochen, heißen, biden, öligen Schiffskakao. Und einmal jede Stunde schwankt eine dunkle Gestalt an Deck, mit der einen Hand sich mühsam festhaltend, mit der andern einen Eimer mit Kakao balancierend, und man kann von Glück sagen, wenn er die Hälfte des Inhalis zu den Leuten bringt. Nicht selten aber spült eine Welle den Eimer über Bord, und dann gibt es keinen Kakao, und man fühlt sich wie tot von 4 bis 6 Uhr morgens. Kommt dann das Tageslicht, so schaut es auf blasse, zitternde, übermüdete, dumpf blickende Männer, die sich mühselig nach dem Messe-Deck schleichen, um hier zu trocknen, zu essen und dann in dem muffigen, niedrigen, überfüllten Raum zu schlafen, wo sie sich auch noch festanklammern müssen, um nicht fortgerollt zu werden. Auf der Brücke sind die beiden Scheinwerfer- und die beiden Signal-Männer. Sie müssen auch auf dem Deck der Brücke schlafen. Hier hat der Kapitän seinen Posten und bleibt die ganze Nacht mit Ausnahme von 10 Minuten dann und wann, wenn er nach der Karte sehen geht oder etwas Kakao im Kartenhaus unter der Brücke nimmt. Wenn wir drei Offiziere Wache haben, dann schlafen wir bei unsern Kanonen mit den Mannschaften so gut es geht. Am Steuer festgeleimt steht der Steuermann 6½ von diesen 13 schweren schwarzen Stunden; die andern 6½ schläft er am Fuß der Brücke, wenn er abgelöst ist. Ist die Nachtwache vorüber, dann müssen wir Offiziere beim Tageslicht erst das Schiff genau untersuchen, und dann beginnt von 9 bis 12 Uhr eine neue harte Arbeit, um den Schaden auszubessern, den die See des Nachts angerichtet, und die Kanonen und Torpedos zu reinigen. Jeden Tag um 6 Uhr nachmittags wird das Schiff inspiziert, auf seinen Gefechtswert untersucht und muß für die Nacht bereit sein.“

Deutsche und russische Schützengrabenarbeit. Einen Vergleich zwischen Feldbefestigungsarbeiten, die die Deutschen und die Russen im polnischen Schlachtfeld ausgeführt haben, gibt der Kriegsberichterstatter der „Times“ beim russischen Heere, Stanley Waghorn, in einem interessanten Aufsatz. „Die Deutschen haben einen beträchtlichen Vorteil vor den Russen in fast allen Dingen, die sich auf Ingenieurarbeit beziehen. Es gibt dafür verschiedene Gründe, und wohl der wichtigste ist der, daß die Deutschen durch ihre ganze Anlage ein außerordentlich genaues, ordentliches und geschultes Volk sind, während der Russe in seiner Natur nichts von all dem hat. Der zweite Grund, der eigentlich nur eine Folgeerscheinung des ersten ist, besteht darin, daß die teutonische Armee sehr viele Handwerker und Mechaniker aufweist, besonders in ihren Reservekorps. Man sieht überall ihren Einfluß sehr deutlich. Die Gelegenheit, deutsche Schützengräben zu betrachten, ist natürlich für mich beschränkt auf die Teile Polens, in die die Russen gekommen sind, nachdem die Deutschen hier bereits

Stellungen ausgegraben hatten, aber das, was ich sah, flößt mir die höchste Achtung vor der Tüchtigkeit der Deutschen beim Anlegen von Feldbefestigungen ein. Ihre Schützengräben waren fast ohne Ausnahme vorbildlich angelegt, und ich habe viele gesehen, bei denen man denken konnte, sie seien von Ingenieuren angelegt, die ein unübertreffliches Muster vorführen wollten. Die Genauigkeit in der Anlage der Gräben, die Sauberkeit der Arbeit, die Reinlichkeit in allen Umständen ist erstaunlich, und wo Zeit war, sind vorzügliche Maschinerien und Schutzvorrichtungen geschaffen. Laufgräben und Zugänge sind höchst praktisch entworfen, alle durch den Boden und das Terrain gebotenen günstigen Möglichkeiten voll ausgenutzt, und jede Bequemlichkeit ist durchgeführt, die in einem Schützengraben geboten werden kann. Die Stellungen der deutschen Kanonen sind in derselben exakten und musterhaften Weise angelegt wie die Schützengräben; ebenso zeigen alle Ausbesserungen an Wegen, Brücken usw. den Geist dieser Ingenieurkunst, die im ganzen Heere zu leben scheint. Die Russen standen zunächst in jeder Art dieser Arbeiten weit zurück, aber sie haben große Fortschritte gemacht, und die Wjura-Kawka-Linie, die im Dezember angelegt wurde, stellt das Beste dar, was ich an solchen Arbeiten von den Russen gesehen habe, während die zweite Linie zwischen der Front und Warschau, die man gewöhnlich die Wlonie-Linie nennt, ebenfalls die gesteigerte Erfahrung in dieser Hinsicht erkennen läßt.

Ein Mann mit 47 Wunden. Im Verein für wissenschaftliche Heilkunde in Königsberg stellte Dr. Hoberland einen Landwundarzt vor, der wegen seiner zahlreichen Schutzverletzungen ein besonderes Interesse bot. Er war, wie aus einem Bericht der „Deutschen Medizinischen Wochenschrift“ hervorgeht, am 8. September in fast hoffnungslos erscheinendem Zustand eingeliefert, und es wurde festgestellt, daß er 47 Hautwundschußwunden und im Körper 18 größere Teile von Schrapnellkugeln aufwies. Am Tage der Aufnahme wurde der Verbandwechsel vermieden, wie dies nach der Meinung des Vortragenden in der Regel zu empfehlen ist; man verzichtete vorläufig auch auf eine genauere Untersuchung und bringt den Patienten so schnell wie möglich ins Bett, worauf ihm eine Morphiumspritze oder Chloralhydrat verabfolgt wird. Es wird auch vermieden, daß der Soldat von Wärtern oder gar Ärzten ausgefragt wird, wo er den Schuß erhalten und wie die Gefechte stießen, um den Verwundeten nicht unnötig anzustrengen. Nach den außerordentlichen körperlichen Anstrengungen und dem langen Transport kommen die Soldaten meist in einem Zustande an, bei dem sofortige Beiräte das Wichtigste ist; manche schlafen mehrere Tage so fest, daß sie zum Essen geweckt werden müssen. Als im vorliegenden Fall nun am nächsten Tage die genaue Untersuchung vorgenommen wurde, ergab sich, daß besonders seine linke Körperseite von Schrapnellkugeln getroffen war. Die Knochen des linken Unterschenkels, der linke Oberschenkel, die linke obere Extremität waren zerschossen, das linke Auge ausgeschossen; dazu kam noch ein rechter Kniegelenkschuß. Auch am linken Oberarm war eine eiternde Wunde. Abgesehen von der Abnahme des linken Unterschenkels und der Herausnahme des linken Auges wegen vorliegender Gefahr von Komplikationen wurden alle Wunden streng konservativ behandelt. Nur zwei Schrapnellkugeln mußten entfernt werden. Nach den Erfahrungen aus den letzten Kriegen wird jedes Gefäß nach Möglichkeit unberührt gelassen und nur in folgenden Fällen entfernt: wenn es so in der Wunde offen liegt, daß es ohne Mühe mit der Pinzette weggenommen werden kann; bei Abzählbildungen, vornehmlich bei Schrapnellkugeln; wenn es im Gelenk oder in einer Sehnen Scheide oder in unmittelbarer Nähe liegt und Funktionsstörungen ausgelöst werden; bei Vergrößerung an einem Nerven und Nervenschmerzen; und schließlich wenn es nahe der Körperoberfläche liegt und der Patient fortwährend daran faßt und nervtätigen Beschwerden davon bekommt.

Die Kinoschlacht. Ein lustiges Ergebnis von einer französischen Kinoaufnahme auf dem Schlachtfeld und von ihrem jähen Ende durch deutsches Eingreifen erzählt Georg Hirt in „Über Land und Meer“ (Deutsche Verlagsanstalt) aus den Kämpfen bei St. Philaire. Ein Fuhrkünstler, wegen seiner Körpergröße der „lange Paul“ genannt, hatte mit ein paar Kameraden während eines heftigen Artilleriegefechtes den Auftrag erhalten, Holz herbeizuschaffen. Dabei schlichen sie sich durch den dichten Wald bis an die französischen Stellungen heran und wurden unbeobachtet Augenzeugen einer merkwürdigen Szene. „Mitte auf der Straße stand in einem Automobil ein Zivilist, der heftig gestikulierend auf etwa 20 Franzosen und einen Offizier ein sprach. Es schien, als ob er über irgend etwas den Französischen nicht recht Verständliches unterhandelte.

Plötzlich zog er seine Börse und händigte dem französischen Patrouillenfürer eine anscheinend größere Summe Geld aus. Dieser dankte und beorderte nur einen Teil seiner Leute links in den Wald, während die andern rechts von dem von den Deutschen stehen gelassenen Fuhrwerk hinter den Bäumen verschwanden. Der Zivilist schien mit diesem Treiben einverstanden zu sein, kramte kurze Zeit in seinem Auto, und plötzlich erstand aus dem Hintergrund des Kraftwagens eine photographische Kamera. Paul ging nun ein Licht auf. Ganz sicher wollten die Französischen den verwirrten Wagen stürmen. Wie sich aber bald herausstellte, verhielt sich die Sache anders, und zwar wollte ein Teil der Schleicherpatrouille einen Überfall auf die deutsche Soldaten imitierenden Kollegen machen, der Kinoaoperator aber wollte den Vorgang aufnehmen.“ Der unerschrockene Fuhrkünstler beschloß, den Feinden einen Streich durch die Rechnung zu machen. Als die Franzosen sich von dem Auto entfernt hatten, um eine regelrechte Schlacht für den Film aufzuführen, flüchtete er seinen Kameraden zu: „Obacht geb'n! Es drei springt's hint'n auf's zum Photograph'n, und i sorg, daß da Chauffeur glet abfährt!“ Kaum hatte er so seine Anweisung gegeben, da hob der Mann im Auto seine Hand und begann an der Kurbel des Apparates zu drehen. Aus dem Wald, links der Straße, stürzten in diesem Moment der französische Offizier und fünf seiner Leute, während die diesseits gelagerten unsichtbaren Französischen unter beständigem Hurra-brüllen ein Schnellfeuer eröffneten. Natürlich schossen die Kugeln in die Luft, aber ihre stürmenden Landsleute gebärdeten sich, als gälte es den heftigsten Kampf. Das Pferd am Wagen sank — wirklich getroffen — zu Boden, und der französische Leutnant imitierte, mit seinem Säbel in der Luft fuchtelnd und zu Boden stürzend, einen Treffer. Der lange Paul aber ärgerte sich ob dieses widerlichen Spiels nicht wenig und stürzte sich mit einigen Sprüngen zu dem erschrockenen Chauffeur, während seine Kameraden die furchelnden Arme des Operators gleichzeitig hemmten. Während — aber um so echter klang das während dieser blühenden Lat gebrauchte Hurra der vier Bayern. Die Französischen waren erst blass, und als sie ihren bedrängten Landsleuten zu Hilfe eilen wollten, da ratterte der Motor, die Räder des Autos drehten sich schnell und immer schneller — und bald waren Wagen und Insassen hinter der Straßengrube verschwunden.“ Der Chauffeur wurde durch einen vorgehaltenen Revolver zum Gehorchen gezwungen; der lange Paul ließ noch einmal während der Fahrt halten, um sich mit Holz zu versehen, und als dann das Auto mit seinem seltsam gemischtem Inhalt bei der Batterie wohlbehalten ankam, wurde es mit großem Hallo empfangen. Als ein paar Tage später der Batteriechef dem zum Unteroffizier beförderten Paul wieder einen Auftrag gab, meinte er: „Sie müssen heute unbedingt noch von irgendwoher Heu für unsere Pferde beschaffen. Bringen sie uns wieder ein Auto, ein paar Gefangene und einen nicht übel geratenen Film, dann gratuliere ich Ihnen im voraus zum Eisernen Kreuz.“ Paul brachte auch glücklicherweise eine Fuhrer Heu, aber zugleich einen von einer französischen Kugel zerschmetterten Unterschenkel mit, den er sich jetzt im Feldlazarett ausheilen lassen muß.

Das Bolerojäckchen wird an der Frühjahrs Garderobe der Frauen ein fast unvermeidlicher Bestandteil sein. Als ärmellos, über dem Gürtel endendes Jäckchen vorn mit einem oder zwei großen Knöpfen geschlossen, mit Revers und Stehumschlag, ist es namentlich für reizendere Schöne bestimmt. Mit weitem, glattem oder faltem Rücken, lose und sackartig fallend und über abstechender Weste mit eingefügten, sich nach unten erweiternden engeren Ärmeln versehen, für jugendliche Trägerinnen gedacht. Nicht selten in diesem Falle auch als völlig selbstständiges Kleidungsstück aus Samt oder Seide gefertigt, mit Schößchen und Gürtel ausgestattet, das Jackett ersetzend. Da die Schößchen meist erst seitlich unter den Armen beginnen und ziemlich dicht gefaltet sich nach hinten fradartig verlängern, so geben sie den Boleros, die vorn handbreit über dem Gürtel abschließen, ein sehr stolzes, jugendliches Gepräge, das im Verein mit dem weit ausfallenden Reißbrot die Silhouette der modernen Frau sehr vorteilhaft erscheinen läßt. Vereinzelt Modelle sind auch nur als nicht gerade notwendige Ergänzung irgendeines Gewandes gedacht und nur glatt und nahtlos den Rücken umspannend gearbeitet, ärmellos und fragenlos und nur über der Brust durch mehr oder weniger reich verknüpfte Kosamentenbänder oder zwei seitlich geknöpft Ebrangen aus gleichem Stoff gehalten. S. v. St.